

Georges Manolescu



FÜRST LAHOVARY

GEORGES MANOLESCU



FÜRST LAHOVARY

MEIN ABENTEUERLICHES LEBEN
ALS HOCHSTAPLER

Wohlfeile Ausgabe

Aus dem Französischen übersetzt von
Dr. Paul Langenscheidt

Kommentiert von
Horst Lauinger

Mit einem Nachwort von
Thomas Sprecher

MANESSE

MEMOIREN

Erster Band

EIN FÜRST DER DIEBE

Erlebtes und Erlittenes

MEINE ERSTEN SCHRITTE IN DIESER WELT

Ich bin am 20. Mai 1871 in der Stadt Ploësci¹ in Rumänien geboren. Zu dieser Zeit stand mein Vater dort als Hauptmann der Kavallerie; da er aber seines hochmütigen und brüskten Charakters wegen ständig mit seinen Vorgesetzten in Konflikt lag, wurde er fortwährend von einer Garnison in die andere versetzt. Er verheiratete sich nicht weniger als viermal; seine vierte Frau ist gleich alt wie ich. Meine Mutter war, wie man mir mitteilte, eine berühmte Schönheit und unter dem Namen die «schöne Gebirglerin» bekannt. Ich selbst habe keine Erinnerung an sie; sie starb schon 1873, zwei Jahre nach meiner Geburt.

Die Pflege meiner Kindheit wurde meiner Großmutter väterlicherseits übertragen, die nahezu achtzig Jahre zählte; ich habe der armen guten Frau schon damals in meiner Jugend viel zu schaffen gemacht.

Ogleich ich bereits mit acht Jahren sehr ernst und selten einmal ausgelassen erschien, war ich andererseits doch sehr launisch, ein großer Freund der Veränderung und ein Feind jeglicher Schablone und jeder Pedanterie; daher brachte mich mein Vater nach seiner Heimkehr aus dem russisch-rumänisch-türkischen Krieg im Jahre 1879² in ein Pensionat nach Bukarest, das unter dem Namen «Institut Helliade» weithin bekannt war. In diesem erfasste mich aber bald ein Widerwille gegen die sitzende und streng geregelte Le-

bensweise, zu der ich verurteilt war, und in kurzer Zeit gehörte ich zu den Unzufriedensten dort. Nach einem Jahr ließ ich mich daher von meinem Vater in ein anderes Pensionat bringen, das mir aber nach meiner damaligen Anschauung nicht besser erschien als das erste. Nach einem zweiten Schuljahr verließ ich deshalb auch dieses Institut und kam in ein drittes, das von dem wohlbekanntem, jetzt verstorbenen und viel betrauernten Professor Noveanu geleitet wurde.

In diesem dritten Pensionat entwickelte sich mein Hang zu Veränderung, zu immer neuen Abenteuern vollständig. Obgleich erst zwölf bis dreizehn Jahre alt, empfand ich doch beim Studium der Geografie, wie schön es sein musste, alle Länder der Welt frei durchstreifen zu können. Wenn am Abend meine Kameraden an ihren Aufgaben arbeiteten, saß ich, den Kopf in die Hand gestützt, in Träumereien versunken da, und weit in der Ferne grüßte mich schimmernd das verheißen Land.

II

IM ALTER VON VIERZEHN JAHREN TRETE ICH IN DIE MARINE EIN

Nachdem ich bis zum Jahre 1885 meinen Eltern und der ganzen Familie viel Sorgen gemacht hatte, wurde im August dieses Jahres mit Rücksicht auf meine ständig wechselnden Neigungen, meine Lust am Reisen und den augenscheinlichen Geschmack an Abenteuern, der mich beseelte, beschlossen, mich in die Seekadettenschule zu bringen.

Ich legte also das Examen für die Marineschule in Galatz³ ab und wurde als Sechstbester in ihre Reihen aufgenommen.

Sechs Tage befand ich mich in der ersten – untersten – Klasse, als eines Tages unvermutet der Leiter der Anstalt, Major Draghicescu, in das Klassenzimmer trat; er fand hier einen abscheulichen Lärm vor, denn der Klassenerste vermochte nicht, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Nach einer Konferenz der Lehrer wurde dieser daher seiner Würde als Primus enthoben und ich an seine Stelle gesetzt, und Major Draghicescu bezeichnete mich meinen Kameraden als den, dem sie fortan in Abwesenheit der Lehrer zu gehorchen hätten.

Am Abend desselben Tages trat ich mein neues Amt an. Vom ersten Augenblick an waren sich meine Kameraden wohl bewusst, dass sie es bei mir künftig nicht mehr so gut haben würden wie bei meinem Vorgänger. Vier bis fünf der Faulsten und zugleich Lautesten setzte ich auch sogleich auf die Liste der Ungehorsamen, die ich am gleichen Abend dem diensthabenden Offizier vorlegte; dieser bestrafte die Notierten dadurch, dass er sie nach dem Zapfenstreich um acht Uhr abends noch eine Stunde lang auf dem Schulhof auf einem Bein stehen ließ. Meine Kameraden, die nun einsahen, mit welchem neuen Aufseher sie zu tun hatten, hüteten sich am folgenden Morgen, die Unordnung, das Schwatzen und den Lärm von ehemals wieder zu beginnen. Die Lehrer und der Leiter der Marineschule bemerkten denn auch sehr bald die Ruhe und Ordnung, die jetzt in der Klasse herrschte, und beglückwünschten mich zu meinem Erfolg.

Während der vier folgenden Monate, in denen ich Primus der Klasse blieb, errang ich mir durch ebenso große Strenge als Gerechtigkeit die Achtung und den Respekt meiner Kameraden wie die Zuneigung meiner Vorgesetzten. Aus dem zu Weihnachten stattfindenden Examen ging ich wiederum

als Erster hervor und behielt meine Stelle als Aufsichtsführender.

Der Direktor der Anstalt, Major Draghicescu, schrieb damals meinem Vater, dass ich einer seiner besten Schüler wäre und dass ich, wenn ich so fortführe, eines Tages der Marineschule, meiner Familie und dem Vaterland Ehre machen würde.

Aber ach, die Freude dauerte nicht lange! Hier wie in den beiden Pensionaten bedrückte mich die monotone Lebensführung immer mehr, und als ich eines Sonntags meinen Urlaub überschritten hatte, wurde ich bei meiner Rückkehr in die Anstalt in den auf dem Boden befindlichen Karzer gesteckt. Ich fühlte mich hierdurch tief gedemütigt und in meiner Würde verletzt; meine Abenteurgelüste erwachten aufs Neue, und ich beschloss, die Schule zu verlassen. Eingeschlossen in meine Zelle unter dem Dach, die so niedrig war, dass ich mich darin nicht einmal aufrichten konnte, empfand ich diese Lage als eine schmerzliche Strafe für meinen Körper und eine noch härtere für meinen Geist, die beide sehnsüchtig nach der Freiheit draußen verlangten.

Mit einem Druck meiner Schultern sprengte ich die Tür meines Gefängnisses, lief über den Speicher, stieg auf das Dach und ließ mich an einer dort befindlichen Telegrafstange auf die Straße hinabgleiten. Einen letzten Blick wandte ich noch auf das Gebäude und winkte der Schule ein Lebewohl zu. Wer weiß, ob nicht diese Anstalt der Grundstein einer glänzenden Karriere für mich geworden wäre, wenn ich sie nicht in jener Nacht verlassen hätte!

Noch mit der Seekadettenuniform bekleidet, begab ich mich zum Hafen von Galatz und suchte nach einem Mittel, um mein Vaterland zu verlassen und aufs Geratewohl auf Abenteuer in die weite Welt zu gehen.

MEINE ERSTEN ABENTEUER

Beim Verlassen der Marineschule hatte ich einen Franc und 80 Centime⁴ in der Tasche und die Aufgabe vor mir, mit einem solch geringfügigen Betrag die Fahrt auf einem Schiff oder der Eisenbahn zu ermöglichen, ganz gleich in welche Richtung des Erdballs.

Ich begab mich auf einen mit Waren beladenen Dampfer, der sich zur Abfahrt rüstete, ohne zu wissen, wohin die Reise ging. Ich verbarg mich in dem untersten Schiffsraum; nachdem das Schiff die Donau hinunter über Sulina⁵ ins Meer gelangt war, machte ich in meinem Versteck einen schauerhaften Sturm auf dem Schwarzen Meer durch, währenddessen ich fünfzehn Stunden lang mit Getreidesäcken und Geflügelkäfigen durcheinandergerüttelt wurde.

Plötzlich entdeckte ein Matrose meine Anwesenheit an Bord und schleppte mich vor den Kapitän, der mich bis zur Ankunft im nächsten Hafen im Mannschaftsraum unterbringen ließ. In Konstantinopel⁶ angekommen, wohin die Reise gegangen war, wurde ich kurzerhand an Land gesetzt.

Entkräftet vor Müdigkeit und halb tot vor Hunger, sprach ich den ersten mir begegnenden fliegenden Händler mit Pilaf – weich gekochtem und mit zerlassener Butter gedämpftem Reis – an, ließ mir eine reichliche Portion dieser türkischen Nationalspeise sowie ein Stück Brot geben, setzte mich an den Rand des Weges und verzehrte mein Mahl. Der Händler, der es törichterweise versäumt hatte, Bezahlung zu verlangen, bevor er mir den Pilaf gab, forderte nun den Betrag, einen Piaster⁷ und zehn Para⁸, in türkischer Münze. Ich bot ihm meinen Franc an, er wollte jedoch nur türkisches

Geld annehmen; als ich sagte, dass ich kein anderes als rumänisches bei mir hätte, fing er heftig an, auf mich zu schimpfen. Um also der unangenehmen Unterhaltung und allen Zahlungsschwierigkeiten ein Ende zu machen, warf ich ihm seine metallene Schüssel an den Kopf und ergriff die Flucht.

Ich ging nun von Galata⁹ – einem Stadtteil Konstantinopels, wo man mich an Land gesetzt hatte – nach dem höher gelegenen Pera¹⁰, denn ich hatte gehört, dass Pera ein ganz europäisch angelegter Stadtteil wäre. Äußerlich war dies wohl der Fall, aber die Sitten und Gebräuche sind auch dort von der schlechtesten orientalischen Qualität. Als ich am Abend meiner Ankunft in Konstantinopel oben in Pera ankam und mich ohne Karte in den überaus großen Garten des Konkordia-Variététheaters eingeschlichen hatte, sah ich mich von einem großen Türken beobachtet, dessen reich bestickte Uniform einen hochgestellten Offizier verriet. Im ersten Augenblick glaubte ich, der Pilafhändler aus Galata habe nach Einreichung seiner Klage diesen Repräsentanten der türkischen Macht gesandt, um mich bis in den Konkordiangarten zu verfolgen. Ich brauchte jedoch nicht viel Scharfsinn anzuwenden, um bald zu erkennen, dass ich im Irrtum war.

Kaum hatte ich auf einem der primitiven Stühle, einer Art Taburett¹¹ einfachster Konstruktion, Platz genommen, als der Türke sich auf einen ähnlichen Sitz niederließ und mich hartnäckig betrachtete, anstatt der interessanten Aufführung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, in der wenn auch vielleicht nicht die hervorragendsten, so doch sicherlich die reizendsten Soubretten¹² ganz Europas auftraten. Es waren prächtig gebaute, bildschöne Mädchen. Der Türke jedoch schenkte ihnen keinen einzigen Blick; seine tierischen orientalischen Augen hafteten so auffallend an mir, dass mir

die Sache bald lästig wurde. Ich habe nie im Leben Furcht gekannt, und so tat ich einfach, als ob ich ihn nicht bemerkte. Mein Nachbar ließ sich jedoch hierdurch keineswegs abschrecken, sondern sprach mich nach einer Weile auf Türkisch an, eine Sprache, von der ich kein Wort verstand. Ich blickte ihm also frei ins Gesicht, zuckte die Achseln, um ihm dies begreiflich zu machen, und deutete ihm an, er möchte mich in Ruhe lassen. Da er jedoch meine Zeichensprache nicht kapierte oder nicht kapiieren wollte, redete er mich auf Griechisch an, was ich noch weniger verstand, so dass ich ihm überhaupt nicht antwortete. Hierauf sprach er in abscheulich schlechtem Italienisch zu mir – eine Sprache, die ich auf der Marineschule zu lernen begonnen hatte und in der ich, zumal bei der Verwandtschaft des Rumänischen mit dem Italienischen, bereits eine kleine Unterhaltung zu führen vermochte. Es entspann sich nun folgendes Gespräch zwischen uns:

«Sie sind ein hübscher kleiner Bursche.»

«Was geht das Sie an?», antwortete ich ihm.

«Ich liebe alles Schöne, vor allem prächtige schwarze Augen.»

«Sagen Sie mir, sind Sie verrückt, oder sind Sie betrunken? Ich bin kein Mädchen.»

«Mein Lieber», antwortete er verächtlich, «die Frauen sind alle Kamele und widern mich geradezu an.»

«Sie haben einen sehr sonderbaren Geschmack, mein lieber Herr; ich finde, dass schöne Frauen etwas Herrliches sind.»

«Sie sind noch sehr jung, mein kleiner Freund, und wissen noch nicht, welcher Satan in jedem Weibe steckt. Aber wenn Sie gern die Bekanntschaft eines dieser Mädchen hier machen wollen, so werde ich Ihnen diese vermitteln.»

Sein Anerbieten war zu verlockend, als dass ich nicht darauf hätte eingehen sollen; auch erkannte mein praktischer Blick sofort, dass hier etwas zu machen wäre, und so ergriff ich die gute Gelegenheit beim Schopf. Ich gestand dem Türken jedoch, dass ich nur noch einen Franc und 80 Centime besäße, was für eine Bekanntschaft mit solch einer Sängerin wohl nicht ausreichen würde, worauf er lachend erklärte, dass er dafür umso reicher wäre.

Der Türke ließ hierauf seinen Kawassen kommen, eine Art Ordonnanz, der ihm überallhin folgte, seinen Mantel trug und auf etwaige Befehle harrte, entnahm seiner Brieftasche eine Visitenkarte und schrieb unter seinen mit vielen Titeln und Würden gespickten Namen einige Worte mit Bleistift; dann steckte er die Karte in ein Kuvert und übergab sie seinem Kawassen zur Besorgung an eine Dame, die ich ihm auf seine Aufforderung hin als die schönste bezeichnet hatte. Wir verließen unsere abscheulichen Sitze und den Garten und betraten ein großes Gebäude, in dem sich der Saal befand, wo die Vorstellungen bei schlechtem Wetter stattfanden. Der Offizier ließ uns ein Zimmer geben, das in der luxuriösesten Weise mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet war, wie ich sie damals noch nicht kannte und auch später in meinem äußerst bewegten und teilweise sehr opulenten Leben nur höchst selten angetroffen habe.

Wir befanden uns noch keine zehn Minuten in diesem kostbar eingerichteten Raum, als die schöne Soubrette, eine Französin, von dem martialischen Kawassen geleitet, eintrat, der sich gebärdete, als ob er einer Königin aus dem Märchenland seine Ehrenbezeugungen zu erweisen hätte. Mit einem stereotypen Lächeln auf den Lippen ging sie direkt auf meinen Gönner los und reichte ihm die Hand zum Gruß. Mich, den bescheiden gekleideten schwächtigen

Jungen, beachtete sie überhaupt nicht. Der Türke informierte sie aber kurzweg, dass er sie nicht um seinetwillen, sondern für mich, seinen jungen Freund, habe rufen lassen. Er bestellte dann ein reichhaltiges Mahl sowie zwei Flaschen Champagner auf Eis. Während des Diners, mitten in einer sehr animierten Unterhaltung, bemerkte ich plötzlich, dass aus dem halb geöffneten Rock des Türken die Ecke seiner Briefftasche herausschaute. Wie ein Blitz kam mir der Gedanke, mich ihrer zu bemächtigen, da sie sicherlich noch mehr enthielt als nur die Visitenkarten mit den ellenlangen Titeln. In einem Augenblick, da er seine ganze Aufmerksamkeit der Sängerin zugewandt hatte, gelang es mir auch, die Briefftasche von ihm unbemerkt aus dem Rock zu ziehen und sie in meine Weste gleiten zu lassen, worauf ich noch kühner wurde und ihm auch sein Zigarettenetui aus Bernstein mit goldenem, reich mit Brillanten besetztem Monogramm entwendete. Glücklicherweise trug er in den Taschen seiner Beinkleider unter dem Kleingeld, Medschidies¹³ und Piastern, auch einige Goldstücke, sodass er, als er die Rechnung für das Diner mit etwa drei Pfund türkisch beglich, mit diesem Geld zahlte. Nachdem er noch der Sängerin zwei Pfund geschenkt, verließen wir die «Konkordia». Der Herr Offizier bestieg seinen Wagen, um in sein Palais in Kabatasch¹⁴ zurückzukehren; vorher hatte er mir seine Adresse gegeben und mich gebeten, ihn am nächsten Morgen in seiner Wohnung zu besuchen. Ich beeilte mich nun, mit der Briefftasche das Weite zu suchen, in der ich 20 Pfund in Papier, einige Fetische und eine Menge Visitenkarten fand. Selbstredend hütete ich mich wohl, zu dem Stelldichein zu gehen, aus Furcht, dass er mich für den Diebstahl bestrafen lassen würde. Drei Tage später fand ich mich aber plötzlich auf der Brücke von Galata ihm gegenüber. Ich

beschloss, ihm kühn entgegenzutreten. Anstatt zu fliehen, redete ich ihn folgendermaßen an: «Mein Herr, wenn Sie mich jetzt arretieren¹⁵ lassen, versichere ich Ihnen, dass Sie selbst den Schaden tragen sollen, da ich den größten Skandal machen und Sie gebührend kennzeichnen werde.» Er begnügte sich damit, mir zähneknirschend zu sagen, ich sollte machen, dass ich fortkäme, was ich mir nicht zweimal sagen ließ.

Mit den 20 Pfund, die ich dem Türken abgenommen, errichtete ich nun eine Art fliegenden Basar, indem ich einen großen Korb, wie man ihn bei uns in Rumänien zur Wäsche braucht, kaufte und ihn mit Kämmen, Messern, Briefpapier, Bleistiften und hunderterlei anderem Kram füllte. Dieser Korb wurde von mir und einem jungen Italiener, den ich als meinen Gehilfen angenommen hatte, getragen; wir durchzogen damit ganz Konstantinopel und schrien unsere Waren laut aus. Bei diesem meinem ersten Unternehmen legte ich jedoch vom ersten Tag an ziemlich viel Geld drauf, und nach fünf Tagen brannte mir mein Gehilfe mit dem ganzen Basar einschließlich des Korbes durch.

Dieses Fallissement¹⁶ verstimmte mich zwar für den Augenblick; doch eine halbe Stunde später trällerte ich schon wieder die Marseillaise¹⁷ und fühlte mich eher erleichtert als betrübt bei dem Gedanken, fortan nicht mehr diesen mich nur ruinierenden Handel betreiben zu müssen. Ich machte nun bald hier, bald da ein kleines Geschäft auf eigene Faust, und es gelang mir so allmählich, wenigstens meinen Unterhalt zu bestreiten. Da jedoch die türkische Polizei bald nähere Bekanntschaft mit mir suchte, fand ich es an der Zeit, Konstantinopel den Rücken zu kehren; und weil ich kein Reisegeld hierzu besaß, wandte ich mich an die rumänische Gesandtschaft dort, um als guter rumänischer Bürger mei-

ne Beförderung in die Heimat zu erbitten. Die Herren dieser Gesandtschaft machten erst einige Schwierigkeiten, beschlossen aber endlich doch, mich nach Hause zu senden, indem sie mich auf dem Deck eines Handelsschiffs allerletzter Klasse ohne Bett und ohne Nahrung die Heimreise machen ließen, genau wie man leere Kisten und Fässer zu transportieren pflegt.

Ich war jedoch jung und stark, und so machte es mir nichts aus, mit welchem Komfort ich die Fahrt auf dem Schiff zurücklegte. Nach drei Tagen und vier Nächten erreichte ich endlich Galatz, an allen Gliedern zerschlagen und vor Entkräftung mehr tot als lebendig.

Da ich bei meiner Ausschiffung in Galatz keinen Pfennig besaß, ging ich in das erstbeste Café, nahm einen der dasselbst hängenden Überzieher und eilte fort, um ihn einem Juden zu verkaufen. Ich erhielt dafür vier bis fünf Franc, eine Summe, die nicht hinreichte, um mich zu meiner in Bukarest lebenden Familie zu bringen. Ich ersann daher ein anderes Mittel, das viel praktischer war als das zuerst angewandte. Da alles, was Schifffahrt und Marine anbelangt, meine höchste Bewunderung erregte, machte ich mir diese Liebhaberei zunutze und begann die verschiedenen fremden Handelsschiffe, die im Hafen von Galatz vor Anker lagen, zu besuchen. Ich ging als enthusiastischer Bewunderer an Bord und besichtigte zunächst die Maschinen, endigte aber stets damit, dass ich die Kabinen der Kapitäne und Obermaschinen inspizierte und dort goldene Uhren und Ketten, Geld, das ich in den Schubladen fand, Ringe, die auf den Tischen lagen, und anderes stahl. Diese kleinen Wallfahrten waren sehr nach meinem Geschmack, und ich setzte dieselben ungefähr drei Wochen lang fort; als ich aber merkte, dass der Boden zu heiß für mich wurde, fand ich es

für gut, etwas mehr westlich zu wandern, und begab mich nach Bukarest.

Dort angelangt, hielt ich mich bald hier, bald da bei verschiedenen Verwandten auf, bis das Geld, das ich bei meiner Abreise von Galatz besessen hatte, zu Ende ging. Ich ließ mir nun von einem und dem anderen meiner Angehörigen einige Franc geben und gedachte, mit diesen Almosen nach zivilisierteren Breitengraden, nämlich nach Paris, zu gelangen. Paris! Dieser Traum so vieler junger Leute! Es war eine ausgezeichnete Idee – wie aber konnte ich sie zur Ausführung bringen, da ich kaum 25 Franc mein eigen nannte?

Ich löste diese Aufgabe, indem ich den Seeweg wählte. Zuerst begab ich mich nach Galatz, wo ich mit zehn Franc die Überfahrt nach Konstantinopel auf einem Handelsschiff bestritt. Für drei Franc überließ mir ein Matrose seine Schlafstelle, und um zu essen, ging ich mit einem alten Metallteller, den ich im Quartier gefunden hatte, in die Küche, wo ich für 20 Centime eine mächtige Portion Makkaroni erhielt. So erreichte ich zwar Konstantinopel, doch trat mir dort die Schwierigkeit des Landens entgegen, da ich weder einen Pass besaß, noch einen Schiffer fand, der mich an Land geschmuggelt hätte. Es blieb mir also nichts übrig, als das in der Türkei ebenso einfache wie kostspielige Mittel anzuwenden, ein Boot zu nehmen und beim Passieren der Polizeibarke – die das Aussteigen der Passagiere beaufsichtigt, damit die Schiffer sie nirgends anders als am Zollamt absetzen – dem Beamten ein Fünf-Franc-Stück anstatt des Passes in die Hand zu drücken. Leider war dies auch mein letztes großes Geldstück. Der Beamte steckte das Geld unbesehen in seine weiten Hosen und begleitete meine Landung mit den tiefsten Verbeugungen.

So befand ich mich denn zum zweiten Mal in dieser Perle des Orients, dem schönen Konstantinopel!

Ich hütete mich wohl, von Neuem einen Handel anzufangen oder mir einen Gehilfen zu suchen, erstens weil ich nicht das nötige Kapital hierzu besaß und zweitens weil ich fürchtete, der Prokurist möchte mir abermals mit dem Basar durchbrennen. Ich zerbrach mir jedoch den Kopf nicht weiter darüber, welche Tätigkeit ich beginnen könnte, sondern begab mich direkt auf den großen Basar zu Stambul, wo ich bei den kleinen Juwelenhändlern goldene Ringe, Knöpfe und Broschen zu stehlen begann, während ich mich mit ihnen unterhielt. Es gelang mir dies zwei- oder dreimal, bis mich eines Tages ein großer Türke erwischte, als ich eben einige Ringe von seiner Auslage in meine Tasche gleiten lassen wollte. Er packte mich über den Tisch weg am Kragen, ich entwand mich ihm jedoch und ergriff die Flucht.

Er rannte mir nach, und es war eine verzweifelte Jagd zwischen uns durch die kleinen Gassen des Basars. Plötzlich, als ich ihn dicht hinter mir gewahrte, ergriff ich ein äußerstes Mittel, um meinen Verfolger loszuwerden: Ich sah vor mir eine Kolonialwarenhandlung, in der alle möglichen Dinge feilgeboten wurden, und erblickte in einem der offenen Säcke roten gemahlene Pfeffer. Ich griff hinein und warf dem mich verfolgenden Händler rasch eine Faust voll Paprika in die Augen.

Mit einem fürchterlichen Schrei taumelte er zurück, und ich beeilte mich, aus dem Basar herauszukommen und nach Galata zu gehen, wo ich die gestohlenen Goldsachen für vier türkische Pfund verkaufte. Mit diesem Geld bezahlte ich nachmittags meine Überfahrt dritter Klasse auf einem Passagierschiff der «Compagnie des Messageries Maritimes»¹⁸, das nach Piräus in Griechenland abdampfte.

IV

STREIFZÜGE IN GRIECHENLAND

Anfang August 1887 erreichte ich Piräus und nahm mir gleich vor, mich daselbst gut zu amüsieren. Der prachtvolle, hufeisenförmige Hafen, den diese Stadt besitzt, die Reinlichkeit auf den Kais, die Schönheiten des Klimas und der Umgebung machen aus diesem Handelsplatz einen herrlichen Ort. Im ganzen Umkreis des Hafens sind Cafés chantants¹⁹, und zwar solche ersten Ranges.

Am Abend meiner Ankunft begab ich mich gleich in eines dieser Lokale, wo ich mich gut unterhielt. Obgleich ich nur ungefähr 40 Drachmen in der Tasche hatte, gab ich doch einer schönen Sängerin, einer Irländerin, fünf Drachmen beim Einsammeln. Sie sah mich ganz verdutzt an, und da sie gewahrte, wie jung ich war – ich zählte eben erst sechzehn Jahre –, glaubte sie, ich wäre entweder ein mit der Kasse durchgebrannter Handlungsgehilfe oder ein kleiner Prinz mit großen Einkünften. Trotzdem nahm sie meine Aufforderung an, nach beendigtem Rundgang mit dem Teller an meinem Tisch Platz zu nehmen. Nach zehn Minuten kam sie also zu mir zurück und bestellte sich sofort eine Flasche englisches Ale²⁰.

Wir unterhielten uns sehr lebhaft in französischer Sprache, bis der Augenblick kam, wo sie auf die Bühne zurückkehren musste.

Sie sang, indem sie zugleich einen englischen Tanz auführte, worauf sie abermals die Runde mit dem Teller machte und ich ihr noch einmal fünf Drachmen spendete. Meine Großmut schien sie zu rühren, als ob sie wüsste oder doch ahnte, dass ich nicht im Besitz großer Geldmittel war;

diese wiederholte Freigebigkeit bereitete mir jedoch von anderer Seite unvermutete Unannehmlichkeiten. Ein Polizeikommissar, den ich an einem Nebentisch zuvor kaum bemerkt hatte, sah mit Argwohn, wie ich, ein so knabenhafter, unbedeutender Mensch, zweimal fünf Drachmen als Trinkgeld gab, und dachte nicht anders, als dass ich irgendeinen schlechten Streich verübt, zumindest aber meinen Eltern das Geld geraubt hätte. Er kam folglich an meinen Tisch und interpellierte²¹ mich, indem er nach meinem Alter fragte. Ich antwortete ihm: «Habe ich Sie denn nach Ihrem Alter gefragt?»

«Ich fordere Sie im Namen des Gesetzes auf, mir zu antworten. Ich bin Polizeikommissar!»

«Das interessiert mich durchaus nicht.»

«Wenn Sie nicht sofort meine Fragen beantworten, werde ich Sie verhaften lassen.»

«Und wenn Sie mich nicht in Ruhe lassen, werfe ich Ihnen diese Weinflasche an den Kopf.»

Bei dieser Drohung ließ er einen Detektiv herbeirufen, der sich vor der Tür befand, und gebot ihm, mich zu arretieren. Dieser schickte sich jedoch kaum an, mich am Arm zu packen, als ich die Flasche ergriff und ihm bedeutete, dass ich ihn bei der ersten Berührung niederschlagen würde.

Der Kommissar versuchte nun noch einmal im Guten auf mich einzuwirken. Er näherte sich mir, sprach mir Vernunft zu und ersuchte mich, ihm verständlich auf seine Fragen zu antworten. Ich fragte, weshalb ihm denn etwas daran läge, mein Alter zu wissen, worauf er erwiderte, dass es seine Pflicht verlangte, nähere Erkundigungen einzuziehen, wenn er solche jungen Menschen sähe, die sich im Café chantant mit den Sängerinnen amüsierten und achtlos mit Fünf-Drachmen-Stücken um sich würfen. Ich sagte hierauf spöt-

tisch, dass ich sechzehn Jahre zählte und ein Mensch genau wie alle anderen wäre, die so viel Geschmack hätten, sich an den Unterhaltungen eines Cafés chantant zu erfreuen.

Er musste unwillkürlich lächeln, bemerkte aber, dass ich wohl später, wenn ich als Mann mir durch Arbeit Geld verdienen würde, das Recht hätte, mich zu amüsieren, wie und wo ich wollte; dass ich aber jetzt erst noch auf die Schulbank gehörte. Dies verdross mich, und ich erwiderte hochmütig, dass ich trotz meiner Jugend schon schönes Geld als Besitzer eines großen Basars verdient hätte.

«Und wo befand sich Ihr großer Basar?»

«In Konstantinopel, mein Herr!»

«Warum besitzen Sie ihn denn nicht mehr?»

«Weil ich die Bude zugemacht habe.»

«Wahrscheinlich sind Sie mit den Waren geflüchtet, die die Kaufleute Ihnen anvertraut haben.»

«Im Gegenteil, mein Herr. Vielmehr hat sich mein Geschäftsführer, der den Vertrieb leitete, mit dem Geldschrank dünn gemacht.»

Diese Unterhaltung fand in französischer Sprache statt, die er schlecht genug beherrschte, sodass er kaum die nachlässigen Ausdrücke richtig verstand, deren ich mich mit Absicht bediente. Da sich jedoch Menschen um uns ansammelten, vor denen er sich keine Blöße geben wollte, und auch wohl befürchtete, sich durch die Hänseleien eines sechzehnjährigen Jungen lächerlich zu machen, gab er sich den Anschein, als hätte er jedes Wort verstanden und wäre von meinen Antworten befriedigt. Daher sagte er möglichst herablassend in abscheulichem Französisch: «Ich sehe, dass Sie nur etwas leichtsinnig, aber nicht schlecht sind, und will daher von einer Verhaftung absehen. Amüsieren Sie sich meinewegen heute, morgen früh werden Sie mich auf der

Polizei aufsuchen und ich das Weitere mit Ihnen besprechen. Wo wohnen Sie?»

«Vorläufig noch nirgends. Aber vielleicht können Sie mir ein Hotel ersten Ranges empfehlen?»

«Wie, Sie sind obdachlos?»

«Mit Geld in der Tasche findet ein Mann wie ich jederzeit ein standesgemäßes Unterkommen.»

Er musste wieder lachen und verließ mich, indem er mich nochmals für den nächsten Tag vorlud und versicherte, dass er mich auf jeden Fall schon ausfindig machen würde, da die Stadt nicht allzu groß wäre. Das Publikum, das über die lange Störung schon ungeduldig geworden war, kehrte auf seine Plätze zurück, und die junge Engländerin trat wieder zu mir, der ich während der ganzen Unterhaltung mit gekreuzten Beinen nachlässig auf dem Diwan gesessen hatte.

An einem der nächsten Tage bummelte ich in den Straßen von Piräus umher und hielt nach irgendeiner Gelegenheit zum Geldverdienen Ausschau. Da tauchte plötzlich der Kommissar von neulich an der Straßenecke auf und kam direkt auf mich zu. Ich erwartete ihn ganz ruhig, denn ich wollte mich durchaus nicht einschüchtern lassen. Es begann nun zwischen uns folgendes Zwiegespräch: «Warum haben Sie sich nicht im Kommissariat bei mir gemeldet?»

«Weil ich mit Ihnen absolut nichts zu tun habe und gern auf den Genuss verzichte, Ihre rote Nase aus der Nähe zu betrachten.»

«Sie sind ein verteufelter Frechdachs und verdienten, einfach bei den Ohren genommen zu werden.»

«Mein Herr, ich glaube, dass meine Ohren sicher nicht schlechter sind als Ihre. Ich sehe deshalb nicht ein, weshalb man nicht ebenso gut Ihre Ohren verlängern sollte.»

Er hielt trotz dieser Unverschämtheit an sich und bemerkte nur grollend, dass er meinen kecken Redensarten kein Gewicht beilegen wollte, da ich noch ein Kind wäre. Ich antwortete darauf: «Wenn Sie glauben, mein Herr, dass ich noch ein Kind bin, so täuschen Sie sich. Obwohl ich nur sechzehn Jahre zähle, bin ich genau dasselbe wie Sie, nur Gott sei Dank nicht so dumm.»

Diesmal wurde er wirklich böse und wollte mich am Kragen fassen, allein ich sah dies Manöver voraus und machte mich schnell davon. Es fiel ihm gar nicht ein, mir nachzulaufen, vielmehr schien er froh zu sein, mich auf diese Weise loszuwerden.

Als ich sah, dass er mir nicht folgte, verlangsamte ich meinen Gang und schlenderte wie ein kleiner Rentier den Kai entlang.

Dort sah ich auf einer Bank einen schlafenden Matrosen, der höchstwahrscheinlich des süßen Weines voll war. Ich ging auf ihn zu, um ihn anzufassen – nicht etwa zu konstatieren, ob er vielleicht krank, sondern um zu fühlen, ob er nicht im Besitz einer Briefftasche wäre. Eine solche fand ich zwar nicht, dagegen in der Hosentasche eine Geldbörse, die ich rasch an mich nahm und in meiner Kleidung versteckte. Der Schlafende hatte auch eine silberne Taschenuhr bei sich; allein ich ließ sie ihm, da sie keinen großen Wert für mich hatte. Natürlich fiel es mir gar nicht ein, ihn nach meiner Manipulation aus seinen Träumen zu wecken, denn ich respektiere den friedlichen Schlaf jedes Sterblichen. Nachdem ich mich einige zwanzig Schritte entfernt hatte, untersuchte ich den Inhalt der Börse. Ich fand 25 Drachmen in mehreren Scheinen zu zwei und fünf Drachmen vor. Dies war allerdings nicht viel, aber trotzdem war ich damit zufrieden. Niemand hatte mich gesehen, während ich diese kleine

Finanzoperation vorgenommen hatte, und so entfernte ich mich mit dem stolzen Gefühl, das der Besitz eines kleinen Vermögens verleiht.

Ich begab mich hierauf in ein in der Nähe des Cafés chantant gelegenes besseres Restaurant, wo ich einige Gläser von dem berüchtigten griechischen Wein trank.

Da dies Getränk für einen jungen Burschen, wie ich es war, zu stark ist, bemerkte ich bald, dass ich nahe daran war, dem betrunkenen Matrosen gleichzukommen. Ich hörte deshalb zu trinken auf, bezahlte meine Rechnung und verließ das Lokal. Die frische Luft tat mir gut, und ich versuchte irgendein Potpourri vor mich hinzupfeifen. Längere Zeit schlenderte ich so in der Stadt herum, und gegen neun Uhr abends begab ich mich in das Café chantant zu meiner schönen Engländerin.

Ich traf dieselbe in Gesellschaft eines alten Schiffskapitäns, der ihr trotz seiner weißen Haare gewaltig den Hof machte. Dies erregte meinen Neid, und da ich nicht recht wusste, was ich sagen oder tun sollte, so nahm ich zunächst dem schönen Paar gegenüber an einem Tisch Platz. Trotzdem mir der genossene Wein bereits ein wenig zu Kopf gestiegen war, bestellte ich im Ärger einen recht steifen²² American Grog²³ und begann das Paar, das mich so sehr interessierte, zu fixieren. Da ich damals noch nicht rauchte – ich gewöhnte mir dieses Laster erst im Alter von fünfundzwanzig Jahren an –, wusste ich vor Langeweile nicht, was tun, und so knetete ich kleine Kügelchen aus den Brotresten, die auf dem Tisch lagen, und bewarf meine Schöne damit. Die Engländerin sagte nichts, da sie mein Benehmen als einen Scherz auffasste, der Alte jedoch, der mich nicht kannte, warf mir böse Blicke zu. Um den Spaß nicht zu weit zu treiben, stellte ich das Bombardement bald ein, doch war

meine Verstimmung eine immer heftigere geworden, und da es mir schien, dass die Engländerin mich über den neuen Verehrer ganz vergessen hatte, erhob ich mich von meinem Platz, ging auf das Paar zu, stellte mich mit herausfordernder Miene dem Alten als jungen Matrosen, also quasi als Kollegen vor und nahm ohne Weiteres an seinem Tisch Platz. Ich sprach ihm meine Anerkennung über seinen guten Geschmack aus, einem so hübschen Mädchen den Hof zu machen, das auch bereits mein Gefallen gefunden hätte. Die Engländerin legte ihre Hand auf meinen Mund und meinte schelmisch lächelnd, ich sollte doch keinen Unsinn reden, und auch der Kapitän fasste die Sache als Spaß auf und bestellte eine neue Flasche und ein weiteres Glas.

Während wir nun auf unsere gegenseitige Gesundheit tranken, entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch: «Mein lieber Junge, ich finde es eigentlich ziemlich anmaßend von dir, ohne weitere Einladung an unseren Tisch zu kommen und mir dabei aufzutischen, dass du bereits die nähere Bekanntschaft dieser Dame gemacht hast.»

«Ich tat dies, mein Kapitän, weil du als Seemann bereits meine Sympathie gewonnen hast und ich dir gern nähere Auskünfte über ein angemessenes Verhalten diesem herrlichen Mädchen gegenüber geben wollte.»

«Aber ich habe dich doch gar nicht darum ersucht.»

«Gerade deshalb musst du meine Gutherzigkeit anerkennen, dir einige Winke zu geben, die einer alten abgetakelten Fregatte wie dir von hohem Wert sein müssen.»

Er sah mich zuerst verblüfft an und schien es kaum fassen zu können, dass ein so kleiner Mann ihn duzte und solch dreiste Redensarten führte; gleich darauf aber lächelte er väterlich und meinte, man müsste meiner «Jugend und Aufrichtigkeit» manches nachsehen. Während die Engländerin

auf der Bühne sang, tranken wir weiter unseren Wein, worauf sie wieder die Runde durch den Saal machte, um ihre Beträge einzusammeln. Als sie an unseren Tisch trat, reichte sie den Teller zuerst dem Kapitän, der ein 50-Lepta-Stück²⁴ hineingleiten ließ, während ich ihr großmütig wie am vorhergehenden Abend fünf Drachmen gab. Die Engländerin lächelte wieder, wogegen der Kapitän ein recht dummes Gesicht machte, als er sah, dass ich, der bedeutend Jüngere, eine zehnfach größere Summe als er als Trinkgeld gab. Nachdem uns die Engländerin verlassen, um ihre Runde zu beenden, setzten wir unsere Unterhaltung fort. Der Kapitän begann zuerst, und zwar sagte er nun mit einem Mal «Sie» zu mir: «Sie scheinen ja sehr wohlhabend zu sein, mein Sohn, wenn Sie jedes Mal fünf Drachmen als Beitrag geben.»

«Geehrter Herr, ich war ein reicher Warenhausbesitzer in Konstantinopel, aber mein Kompagnon brannte mir mit meinem ganzen Kapital durch, sodass ich jetzt hier in Piräus noch kaum 35 Drachmen bei mir habe.»

«Wenn dies Ihr ganzes Vermögen ausmacht, warum legen Sie dann jedes Mal fünf Drachmen auf den Teller?»

«Weil ich kein schmutziger Geizhals bin und es für meine Pflicht als Gentleman betrachte, bei dieser armen Engländerin die Knauserigkeit aller derer gutzumachen, die viel, viel reicher und viel, viel schäbiger sind als ich.»

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Athen.

V

VÖLLIG MITTELLOS IN ATHEN.
GESUCH BEI DER RUMÄNISCHEN GESANDTSCHAFT,
NACH HAUSE GESCHICKT ZU WERDEN.
NACH ABSCHLÄGIGER ANTWORT SCHIESSE ICH MIR
EINE KUGEL IN DIE BRUST.
KÖNIGIN OLGA VON GRIECHENLAND

Nachdem ich sechs Wochen lang mich in Athen herumgetrieben und vergebens alle Berufe versucht hatte, befand ich mich eines schönen Tages ohne einen Pfennig in der Tasche und ohne jedwede Aussicht, irgendeine einträgliche Beschäftigung zu finden.

So beschloss ich denn von Neuem, die rumänische Gesandtschaft zu ersuchen, mich in die Heimat zurückzubefördern, und begab mich deshalb am 27. September 1887 in das «Hotel Royal» nach Athen, wo der Sekretär der rumänischen Gesandtschaft, Herr C... wohnte; ich bat ihn, mich nach Rumänien zurückschicken zu lassen. Er schlug jedoch meine Bitte rundweg ab, und ich ging ohne jeglichen materiellen oder moralischen Trost davon. Da ich aber entschlossen war, auf alle Fälle meinen Willen durchzusetzen und den Sekretär zu zwingen, sich mit mir zu beschäftigen, so nahm ich mir vor, eine ungewöhnliche Szene aufzuführen.

Ich verkaufte meine sämtlichen Kleider und alle Wäsche und erwarb mit dem Erlös einen Revolver.

Mit dieser Schusswaffe in der Tasche ging ich zum zweiten Mal zum Sekretär; allein auch diesmal konnte ich keine Zusage erhalten. Da stellte ich mich vor einen Spiegel-schrank, zog meinen Revolver aus der Tasche und setzte ihn an meine Brust an einer Stelle an, wo ich hoffen konnte,

mir keine lebensgefährliche Verletzung zuzuziehen. Hierauf fragte ich den Sekretär laut, um ihn einzuschüchtern: «Ja oder nein, wollen Sie mich auf Staatskosten nach Rumänien zurückschicken?»

Auf eine kurz verneinende Antwort drückte ich den Hahn ab, und der Schuss krachte. Ich fiel sofort bewusstlos zu Boden. Das ganze Gesandtschafts- und Hotelpersonal lief zusammen; nachdem die Rettungsgesellschaft avisiert²⁵ worden war, wurde ich auf einem Ambulanzwagen in das Spital transportiert.

Daselbst angekommen, begann man mich mit allen nur möglichen Lanzetten zu foltern und versuchte mit den verschiedensten Instrumenten die Kugel zu extrahieren, indem man mir die furchtbarsten Schmerzen verursachte. Dann legte man mich in ein Bett eines Zimmers dritter Klasse, in welchem bereits acht Kranke lagen, die den regelmäßigen Preis von drei Franc täglich zahlen mussten, wickelte mich in Eistücher und legte außerdem noch Eisbeutel auf meine Wunde; denn ich hatte eine Fiebertemperatur von nicht weniger als 41 Grad. Auf einem Fauteuil neben meinem Bett installierte sich eine barmherzige Schwester, und als der Chefarzt zu mir kam, war er erstaunt, dass ich noch atmete; er flüsterte der Schwester in das Ohr – wie ich nachher erfahren habe –, dass ich die Nacht nicht mehr überleben würde. Aber dank meiner Jugend und kräftigen Konstitution überstand ich diese erste Krisis, und die Wärterin, die an meinem Lager wachte, um mir die Augenlider zu schließen, konnte gegen Morgen konstatieren, dass das Fieber abnahm. In der Tat zeigte das Thermometer um vier Uhr morgens 40 Grad und um sechs Uhr schon 39,6 Grad. Der Chefarzt, der in Begleitung der Oberin gegen neun Uhr kam, lächelte und gab der Hoffnung Ausdruck, dass ich nicht sterben würde.

Um besser gepflegt zu werden, ließ mich Herr C... in ein Zimmer zweiter Klasse transportieren, das fünf Franc pro Tag kostete und wo wir nur zwei Kranke waren.

Um diese Zeit – es war Ende September 1887 – kehrte Königin Olga²⁶ aus Dänemark, wo sie ihre Schwiegereltern besucht hatte, nach Athen zurück und beehrte als Protektorin²⁷ das Krankenhaus, in dem ich lag, mit ihrem Besuch.

Die Oberin kündigte diesen Besuch mit den Worten an: «Die Königin ist da.» Beim Eintritt derselben lag ich auf dem Rücken hingestreckt und versuchte vergebens, irgendeine Bewegung zu machen. Die Königin, eine große, schlanke Dame, mit einem Gesicht, das nur Milde und Güte ausdrückte, nahm auf einem Stuhl neben meinem Lager Platz. Als sie meine Anstrengung bemerkte, winkte sie mir freundlich und fragte mich, wie ich hieße, welches Alter ich hätte und ob meine Eltern noch lebten. Ich antwortete auf diese Fragen ausführlich, aber als ich auf ihre letzte Frage, ob mir meine Wunde Schmerzen bereitete, antworten wollte, verließen mich die Kräfte, und ich brach in bitteres Schluchzen aus. Tränen des Mitleids netzten darauf die Wangen der Königin, und als ihr Privatsekretär sie bat, nicht zu weinen, weil sie sonst Migräne bekommen würde, antwortete sie: «Dieses bisschen Migräne wird mir wohl wenig schaden, aber ist es nicht herzerreißend, einen so jungen Knaben leiden zu sehen?» Sie blieb noch einige Augenblicke und tröstete mich mit sanften Worten. Nachdem sie mir versprochen hatte wiederzukommen, verließ sie den Saal.

In der Tat kam sie auch nochmals nach vier Tagen, und ich merkte ihr die Freude an, dass sie mich besser fand. Ich erfuhr nachher, dass sie sich während meiner dreimonatigen Krankheit und Rekonvaleszenz täglich über meinen Zustand Bericht erstatten ließ.

Auf ihren Befehl wurde mir ein schönes und elegantes Zimmer erster Klasse angewiesen, das ich ganz allein bewohnte. Ihre Majestät besuchte mich regelmäßig wöchentlich einmal, tröstete mich jedes Mal und predigte mir wie eine Mutter Moral.

Nach Verlauf von vierzig Tagen durfte ich in immer kürzeren Zwischenräumen das Bett verlassen. Mithilfe der Schwester lernte ich von Neuem gehen, und als es auch damit besser wurde, machte ich erst im Korridor und später auch im Garten des Krankenhauses kleine Spaziergänge. Als meine Rekonvaleszenz weitere Fortschritte machte, sandte mir die Königin täglich einen bequemen Wagen, in welchem ich in Begleitung eines Krankenwärters Ausfahrten unternehmen konnte.

Genau drei Monate nach dem Tag, an dem ich mich zu erschießen versucht hatte, erklärten mich die Ärzte für vollständig wieder geheilt. Die Wunde war ganz vernarbt, wenn auch die Kugel nicht extrahiert werden können. Ich trage auf diese Weise noch heute – fast zwanzig Jahre nach der Tat – die Kugel in mir herum.

Ich konnte also endlich das Krankenhaus verlassen; als ich mich auf Befehl der Königin bei Hofe präsentierte, empfing sie mich recht mütterlich und ließ mich großzügig auf ihre Kosten nach Rumänien zurückschicken.

So kam ich via Piräus-Konstantinopel-Galatz gegen Ende des Monats Dezember 1887 wieder nach Bukarest zurück.

VI

VON BUKAREST ZU WASSER NACH PARIS

Im Monat Juli des Jahres 1888 zog mich der Hang zu Abenteuern wieder von der Heimat fort, und ich entschloss mich, nach Paris zu reisen; denn vom Orient hatte ich genug. Allein da weder ich noch meine Verwandten Geld besaßen, gedachte ich, ohne dieses sonst unentbehrliche Verkehrsmittel meine Reise auszuführen.

Ich begab mich also von Bukarest nach Braïla²⁸ und versteckte mich dort in einem Getreideschiff, das nach Antwerpen abgehen sollte. Nach einer fünfzehnstündigen Reise entdeckte mich der Schiffskapitän; entrüstet darüber, dass er mich nicht gleich in das Meer stürzen konnte, ließ er mich in Konstantinopel an Land setzen. Jung, fast noch ein Knabe, fremd in einem für Abenteurer so ungünstigen Land, musste ich anfangs Papierfächer in den Straßen Konstantinopels verkaufen und verdiente auf diese Weise wenigstens das Allernotwendigste zum Leben. Da ich jedoch keine Aussicht hatte, mich auf diese Weise nach Paris durchzuschlagen, ging ich nach Stambul und kaufte in dem Basar verschiedene kleine Gegenstände, die ich dann weiterverkaufte. Ich verdiente bei diesem Handel während fünf bis sechs Wochen etwa 20 bis 30 Piaster pro Tag. Ich ersparte hiervon etwa drei türkische Pfund, die es mir ermöglichten, eine Schiffskarte von Konstantinopel zu der griechischen Insel Sara²⁹ zu lösen. In Sara angelangt, schiffte ich mich für den Rest meines Geldes auf ein Schiff nach Marseille ein.

Diese Reise nach Marseille auf dem Schiffsdeck bei andauernd kaltem, nassem und stürmischem Wetter zwischen allerhand Geflügel und anderen Tieren erschien mir fast

unerträglich. Endlich eines Abends in Marseille angelangt, stieg ich sofort an Land. Mit zerrissenen Stiefeln an den Füßen ging ich in ein Nachtsyl, wo ich ein Nachtlager für 20 Centime erstand. Es war die erste Nacht, die ich nach sieben Tagen in einem sogenannten Bett zubrachte. Müde und zerbrochen schlief ich sofort ein. Als ich erwachte, fand ich, dass mir meine letzten wenigen Pfennige gestohlen waren. Niedergedrückt verließ ich am Morgen das Asyl und schlenderte in den Straßen der Vorstadt umher. Als ich an einer Bar vorüberging, hörte ich Menschen rumänisch sprechen. Aus Neugierde trat ich in das Lokal und traf daselbst einige kürzlich aus Rumänien ausgewiesene Juden, die miteinander rumänisch sprachen. Ich ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein, und nach kurzer Zeit hatte ich einen Beruf. Die Juden verkauften nämlich angerauchte Meerschaumpfeifen, die aber nicht echt, sondern künstlich waren. Es gelang mir, ein Dutzend in Kommission zu übernehmen, um sie vor den Kaffeehäusern an Passanten zu verkaufen. Mit großer Mühe vermochte ich, zwei Stück abzusetzen, bei der dritten Pfeife erkannte der Käufer, dass das Angebotene keine echte Meerschaumpfeife war, und warf mir dieselbe an den Kopf. Die Pfeife fiel zu Boden und zersplitterte in tausend Stücke. Um ihn nachzuahmen, schleuderte ich ihm meinen ganzen Vorrat an den Kopf und machte dabei einen derartigen Lärm, dass die Passanten um uns stehen blieben. Diese Affäre hätte für mich schief laufen können, wenn nicht die Umstehenden sich meiner angenommen hätten, die es für feig ansahen, dass ein großer, wohlhabender Mann so schroff gegen einen jungen, armen Burschen auftrat. Diese braven Leute sammelten sogar untereinander eine Summe von etwa 35 Franc und gaben mir diese als Schadenersatz für die zerbrochenen Pfeifen. Anstatt nun das Geld den rumänischen

Juden zurückzubringen, fand ich es sachgemäßer, mit diesem Kapital mein langersehntes Ziel Paris zu erreichen. Paris – mein Traum!

Ich kaufte mir für 25 Franc einige einfache Arbeiterkleider, die aber wenigstens sauber waren, und mit dem Rest des Geldes machte ich mich auf den Weg zu dem «Schlachthaus-Matrosen», der, wie ich erfahren hatte, für zehn Franc jeden als Wärter in einem mit Vieh beladenen Güterzug nach Paris zu expedieren³⁰ imstande ist. Ich verließ also Marseille, ohne einen Centime in der Tasche oder auch nur Reiseproviant erübrigt zu haben, und sah resignierten Herzens meiner achtundvierzigstündigen Reise von Marseille nach Paris in einem mit Schafen beladenen Waggon entgegen.

Während der langen Fahrt begann mein Magen aber allmählich heftig zu knurren, und ich überlegte, auf welche Art ich zu Geld gelangen könnte. Der Zufall kam mir auf folgende Weise zu Hilfe. Während der Fahrt warfen einige der armen Schafe, und da die Neugeborenen nicht mitgezählt waren, betrachtete ich sie als eine Himmelsgabe und verkaufte sie auf den verschiedenen Stationen zu spottbilligen Preisen. Wieder andere tauschte ich für Weintrauben ein, und für den Rest bekam ich ein Paar gute Stiefel, denn die meinigen waren bereits unter aller Kritik und erwarteten schon ungeduldig ihre Pensionierung. Satt und munter langte ich so in Paris auf der Gare de Lyon³¹ an, und mit vollem Magen, mit neuen Schuhen und 30 Franc bar in der Tasche betrat ich die Straßen der Weltstadt.

VII

MEINE SCHICKSALE IN PARIS. EIGENTÜMER EINES RENNSTALLS

Zunächst suchte ich das Quartier Latin auf, wo, wie ich wusste, Landsleute von mir wohnten. Ich wurde auch von diesen, die mich für irgendeinen Studenten hielten, auf das Freundlichste aufgenommen. Da ich vorschützte, meine Reisekasse unterwegs verloren zu haben, so bewirteten sie mich und verschafften mir in einem kleinen Logierhaus³² Kredit, bis das von meinen Angehörigen erbetene Geld eingetroffen sein würde.

In der Tat gewährte mir jetzt meine Familie, nachdem ich sie von meiner Ankunft in Paris in Kenntnis gesetzt hatte, eine monatliche Pension von 300 Franc unter der Bedingung, dass ich mich einem Brotstudium zuwende. Ich ließ mich deshalb als Student der Rechte immatrikulieren und belegte zwei Kollegs. Die Nachtcafés interessierten mich aber mehr als das ganze Jus³³, den Vormittag verschlief ich, und so war ich im Kolleg ein seltener Gast.

Sehr bald befand ich mich auch mit meinen Finanzen auf gespanntem Fuß; die Einkünfte reichten nach kurzer Zeit nicht im Entferntesten mehr hin, um meine Ausgaben zu decken. Es war dies umso weniger der Fall, als meine jungen Landsleute, die von ihren Eltern daheim einen Monatswechsel von 800, 1500, ja selbst 2000 Franc erhielten, sich in die tollsten Vergnügungen stürzten und ich es meiner Ehre schuldig zu sein glaubte, es ihnen darin gleichzutun.

Um meine Einnahmen zu verbessern, stattete ich deshalb den großen Warenhäusern³⁴, dem Louvre, Printemps, Bon Marché und anderen Besuche ab und stahl dort silber-

ne Serviettenringe und ähnliche kleine Gegenstände. Ich kannte den Brauch der Inhaber dieser Basare, Gekauftes, wenn dasselbe nicht konveniert³⁵, gegen Rückzahlung des Kaufpreises wieder zurückzunehmen; deshalb präsentierte ich manchmal die gestohlenen Gegenstände am folgenden Morgen an der Kasse des Warenhauses und nahm dafür das Geld in Empfang, das ich nie bezahlt hatte, oder versetzte und verkaufte sie.

Dieser Trick hielt einige Monate vor und verschaffte mir eine Vermehrung meiner Einkünfte um mehrere 100 Franc monatlich. Schließlich aber reichte auch diese Einnahmequelle nicht hin. Ich beendete deshalb dieses bescheidene Debüt und fing an, bei den großen Diamanthändlern ungefasste Edelsteine zu stehlen. Diese Beschäftigung brachte mir eine monatliche Einnahme von 4000 bis 5000 Franc. Endlich also hatte ich es so weit gebracht, dass ich es meinen Landsleuten in ihren Ausgaben und Passionen gleich tun, ja sie darin übertreffen konnte. Das Ziel meines Ehrgeizes war erreicht.

Um noch rascher zu größeren Summen zu kommen, machte ich eines Tages einen Abstecher nach Monte Carlo und versuchte dort am Spieltisch mein Glück. Dasselbe war mir indessen nicht hold, und so kehrte ich sehr bald nach Paris zurück, wo ich über sichere Einnahmequellen verfügte.

Ich begann also dort meine Tätigkeit mit frischen Kräften, und bald besaß ich wieder reichliche Geldmittel. Ich mietete mir jetzt eine elegante Villa in der Straße François I., im Viertel Champs-Élysées und kaufte mir einen Viktoriawagen³⁶, einen Landauer³⁷, zwei fesche amerikanische Traber und ein Reitpferd. Hierauf mietete ich mir eine Stallung in der Rue Commandant Bruyère und erwarb ferner zwei

Favorites³⁸ auf dem Rennplatz, «Parisienne» und «Amadeo II.».

Wiewohl dies zwei prachtvolle Rennpferde waren, so verursachten sie mir doch nur Mühe, Unannehmlichkeiten und große Unkosten. Ich hielt außerdem eine Schließerin, einen Kammerdiener, einen Vorreiter und einen Kutscher.

Meine Pferde ließ ich durch einen Stallburschen beaufsichtigen und durch einen Trainer einreiten. Ich spielte oft auf der Rennbahn, und der Buchmacher Levy hat hübsche Summen durch mich einkassiert. Meistens spielte ich auf Favorites, und erst heute sehe ich ein, welch ein unsinniges System dieses Spiel war. Ich beteiligte mich auch öfter mit meinen Pferden am Rennen, konnte aber nie einen ernstlichen Gewinn erzielen, bis endlich meiner «Parisienne» ein Gelenk brach und ich den «Amadeo II.» an einen Droschenkutscher verkaufen musste.

Die Mahlzeiten nahm ich in den ersten Restaurants von Paris ein, bald da, bald dort. Fast jeden Abend speiste ich im «Café de la Paix»³⁹, auch besuchte ich fast allabendlich die Theater und lorgnettierte⁴⁰ mit meinem Glas von der Orchesterloge aus die hübschen Damen. Ich war fast bei allen Empfängen, die die Herzogin Y... veranstaltete, zugegen und machte bei ihr auch die Bekanntschaft der Baronin von ..., mit der ich fast drei Monate eng liiert war und die Ende des Jahres 1890 von einem Omnibus überfahren wurde.

Sehr oft, ja fast täglich verkehrte ich in den vornehmsten Zirkeln, wo ich als Sohn einer sehr reichen Familie betrachtet wurde. Ich spielte dort sehr stark und verlor ansehnliche Summen im Baccara⁴¹.

Das Unglück im Spiel und die bedeutenden Ausgaben nötigten mich zu großer Tätigkeit, um mir ungewöhnliche

Summen zu verschaffen, bis ich eines schönen Tages, am 17. April 1890, wegen siebenunddreißig begangener Diebstähle im Gesamtwert von 540 000 Franc arretiert wurde. Ich stürzte auf einmal von der erreichten Höhe in den tiefsten Abgrund hinab.

VIII

DIEBSTAHL VON JUWELEN IM WERT VON 540 000 FRANC. VIER JAHRE GEFÄNGNIS

Während der zwei Jahre, die ich in Paris so verschwenderisch verbrachte, war es mein Ziel, in der feinen Welt zu verkehren, um auf diese Weise meinen höchsten Wunsch erreichen zu können. Es war schon der Traum meiner ganzen Jugend, ein sehr reiches Mädchen zu heiraten, um mir dadurch eine jährliche Rente von mindestens 500 000 Franc zu sichern. Um dies erreichen zu können, musste ich so luxuriös leben und war gezwungen, die dazugehörigen Mittel durch die verschiedensten Veruntreuungen und Diebstähle zu erwerben. Indem ich siebenunddreißig Diamantenhändlern kostbare Steine im Wert von 540 000 Franc entwendete, war es mir möglich, 160 000 Franc zusammenzubringen, die ich aber auch in diesen zwei Jahren völlig verausgabte. Der siebenunddreißigste Händler, den ich um seine Steine bringen wollte, war von seinen Kollegen benachrichtigt worden, und auf diese Weise erwischte er mich auf frischer Tat und ließ mich arretieren. Ich wurde am 11. Juni 1890 zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Damals war ich kaum neunzehn Jahre alt. Wiewohl ich also noch jung und un-

erfahren war, denunzierte ich doch keinen Einzigen der Leute, die mir die Steine abgekauft hatten, sodass, während diese routinierten Leute sich der Freiheit erfreuten, ich allein, fast noch ein Knabe, in das Gefängnis von Gaillon⁴² – eine Stadt im Département Eure – wandern musste. Es war am 23. Juli 1890, dass ich zum ersten Mal meinen Fuß in eine Strafanstalt setzte.

Traurig und niedergedrückt durch diesen Schlag, der mich getroffen, beugte ich mich meinem Schicksal, aber verzweifelte nicht. Wenn auch meine Munterkeit, Sorglosigkeit und Freude verschwunden waren, so waren doch mein Mut und meine Festigkeit geblieben. Voller Energie machte ich mich daran, dieses neue und harte Dasein achtundvierzig Monate lang zu führen. Fremd, wie ich war, ohne Bekanntschaften, ohne Stütze, wurde ich unter die verworfensten und niederträchtigsten Verbrecher gesteckt, wie irgendein Tier, das man zur Schlachtbank führt. Sofort nach meiner Ankunft musste ich meine elegante Toilette ablegen und mir das Kopf- und Barthaar rasieren lassen. Ich legte die grobe Uniform der «Forçats»⁴³ an und kam nun in die Abteilung der Lederarbeiter. Nach dreimonatiger Tätigkeit steckte man mich in die Bürstenmacherabteilung, und später machte ich nacheinander den Blumenfabrikanten, Schustern, Webern und Gott weiß noch was für Berufen Konkurrenz.

Die Disziplin war außerordentlich streng; insbesondere war es den Gefangenen verboten, miteinander zu sprechen. Wiewohl ich von Natur ziemlich schweigsam und wortkarg bin, so drängt es einen doch, im Laufe der Zeit an seinen Nachbar irgendein Wort zu richten. Es ist dies eine rein natürliche Notwendigkeit, von der aber die französische Gefängnisdisziplin nichts wissen will. Bereits nach acht Tagen wurde ich wegen Übertretung des Sprechverbots

vom Direktor auf drei Tage bei Wasser und Brot in Arrest gebracht. Aber kaum hatte ich diese drei Tage hinter mir, als ich wegen desselben unschuldigen Verbrechens für vierzehn Tage in den «Disziplinsaal» gesteckt wurde. Diese barbarische Strafe besteht darin, dass man in einem viereckigen, zementierten Saal verbleibt, in dessen Mitte sich etwa zwanzig Kilometersteinen ähnliche Steine befinden, auf denen die Bestraften je eine halbe Stunde mit den Händen auf den Knien sitzen müssen, während sie je eine andere halbe Stunde hintereinander im Saal auf und ab gehen müssen, genau hundertzwanzig Schritte in der Minute; dabei sind sie in Ketten geschlossen, und die nackten Füße stecken in Holzschuhen. Nach einem halbstündigen Marsch setzt man sich auf diese Steine, und nach halbstündiger Ruhe beginnt wieder der Marsch. Dies wird von sechs Uhr morgens bis acht Uhr abends strengstens durchgeführt. Als Nahrung bekommt man ein Schwarzbrot von siebenhundertfünfzig Gramm und eine sogenannte «Gemüsesuppe», die fast ungenießbar ist. Schon nach vierundzwanzigstündiger Strafe, sei man jung oder alt, von starker oder schwacher Konstitution, wird man so zerschlagen, krumm und die Füße derartig blutig, dass es zu verwundern ist, wie manche Leute diese Quälerei fünf, acht, zehn, ja bis zu vierzehn Tage aushalten können, ohne zu sterben oder ohne sich zu widersetzen. Letzteres aber trägt eine noch härtere Strafe ein, den «Cachot»⁴⁴.

Dies war mein Fall. Ich marschierte erst zehn Tage, als meine Knochen bereits wie gebrochen waren und von meinen Füßen das Blut floss. Am elften Tag weigerte ich mich weiterzumarschieren, einfach weil ich nicht mehr konnte.

Für diese Widersetzlichkeit bekam ich nicht weniger als dreißig Tage «Cachot» zugeteilt, mit der Verfügung, dass